

## **Das Gericht Gottes - der Trost unserer Freiheit**

(vorletzter Sonntag im ev. Kirchenjahr | Mt 25, 31-46)

Der Schrecken ist vorbei. Vor der Wiederkunft Christi, der kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten, fürchtet sich niemand mehr. Die traditionelle Verkündigung, dass unser Äon unter der Macht des Satans, der Sünde und des Todes stehe, dass er dem baldigen Ende entgegenziehe, das sich in einer kosmischen Katastrophe vollziehen wird, beeindruckt niemanden mehr. Auch die Katastrophen unserer Gegenwart werden kaum noch als „Wehen“ der Endzeit gedeutet, die das Kommen des himmlischen Richters und das Gericht zum Heil oder zum Verderben ankündigen. „Armagedon“, das ist allenfalls ein Science Fiction Katastrophenfilm mit Bruce Willis in der Hauptrolle. Die endzeitliche Schlacht bei Harmagedon jedoch, wo der Krieg mit Gott stattfinden soll, der in einer großen, alles zerstörenden Katastrophe enden wird, fürchtet niemand mehr. Solche Vorstellungen, die Christinnen und Christen über Jahrhunderte hinweg umtrieben, haben sich erledigt und zwar, wie der Theologe Rudolf Bultmann pointensicher feststellte, durch die einfache Tatsache, dass Christi Wiederkunft nicht, wie das Neue Testament erwartet, alsbald stattgefunden hat, sondern dass die Weltgeschichte weiterlief und - wie jeder Zurechnungsfähige überzeugt ist - weiterlaufen wird.

Das Entsetzen ist, gottlob, vorbei. Weil das Gericht seinen Schrecken verlor, wurde den Kirchen, insbesondere der katholischen Kirche, ein Herrschaftsinstrument aus der Hand geschlagen. Die Angst vor dem Jüngsten Gericht kann mittlerweile nicht mehr als eine Drohkulisse missbraucht werden, um Gläubige kirchenfromm und gefügig zu machen. Gottlob ist dieser Schrecken vorbei! Heute durchschreiten wir erhobenen Hauptes das Portal gotischer Kathedralen, dessen Tympanon die in Stein gemeißelte Mahnung an das Weltgericht sein will.

Ist der Schrecken vor dem Gericht wirklich vorbei? Im Protestantismus stoßen wir auf eine Tradition, die das Gericht Gottes zum Gegenstand einer verinnerlichten Frömmigkeit gemacht hat. So konnte das individuelle Gewissen zum Gerichtshof Gottes werden. Die Angst vor dem unbarmherzigen Richterspruch richtet sich nicht auf die Außenwelt, sondern sie richtet sich inwendig gegen uns selbst. Wir sitzen über uns selbst zu Gericht. Das Gewissen und seine Qualen ist das Harmagedon in uns, an dem ein Krieg tobt, den wir gegen uns selbst entfachen.

Die Tiefenwirkung dieser Seelenqualen reicht weit über die unmittelbare religiöse Frömmigkeit hinaus und lebt, als Schatten des Kulturprotestantismus sozusagen, in säkularer Gestalt dort noch weiter, wo das eigene Gewissen quält, immer alles richtig machen zu müssen und keine Fehler begehen zu dürfen. Man hält sich selbst den Spiegel vor und geht unbarmherzig mit sich selbst um und gnadenlos mit den eigenen Fehlern, den eigenen

Gebrechen und dem eigenen Versagen. Eine solche Schuldfixierung ist die Verzweiflung über die eigenen Grenzen, die nichts anderes ist als die Verzweiflung, sich selbst nicht annehmen zu können. Sie nährt das Gefühl unberechtigten, überflüssigen Existierens, das Gefühl geheimer Selbstverachtung. Das Psalmwort, „Wenn du, Herr, Sünden anrechnen willst – Herr, wer wird bestehen?“ wird zum Wort, das ich selbst an mich richte und mit dem ich mich richte.

Dies wiederum stimuliert den Trotz, es sich selbst und den anderen beweisen zu wollen, doch alles richtig, korrekt und gut gemacht zu haben. Wer ich bin, muss das Resultat eigener Leistung sein. Ich kann nur bestehen, wenn ich mein Leben unter das Diktat des Erfolg-haben-Müssens stelle. So gerät das Gesetz der Selbstrechtfertigung zum Gerichtshof über mein Leben. Wir grillen uns selbst im Kreuzverhör, um uns der eigenen Fehlbarkeit zu überführen. Das Gerichtsurteil, das ich über mich selbst spreche, könnte härter nicht ausfallen: schuldhaftes Versagen; einen Gnadenweis wird es nicht geben. Das Tribunal, in dem ich mich richte, wird zum Harmagedon in mir selbst. Wir sind Scharfrichter in eigener Angelegenheit.

Aber weil wir es mit einer solchen unbarmherzigen Fixierung auf unsere Fehler und Schuld mit uns selbst auf Dauer nicht aushalten, üben wir uns in der Kunst, es nicht gewesen zu sein. Der Andere wird zum Blitzableiter der eigenen Gnadenlosigkeit. Das Tribunal der Selbstrechtfertigung schlägt um in Rechthaberei. Im Berliner Ensemble ist derzeit das Theaterstück „Kunst“ von Yasmina Reza zu sehen. Der läppische Streit um ein Kunstwerk, das einer von drei Freunden gekauft hat, wird zum Anlass für eine gnadenlose Abrechnung jeder mit jedem. Die Freundschaft, ja das gesamte bisherige Dasein wird auf den Prüfstand gestellt, weil alles dem Gesetz der Selbstbehauptung und der Selbstrechtfertigung unterworfen wird. Hinter einer gleißenden Fassade von Humor jagt eine Anklage die nächste: der andere ist Schuld!

Selbstredend sind wir nur allzu gut darin geübt, die Schafe von den Böcken zu scheiden. Wir wissen sehr genau, wer auf die rechte und wer auf die linke Seite gehört. Wir beherrschen die Rolle als Richter Gnadenlos nur allzu gut!

Es kämpft der Eine gegen die Andere, es kämpfen Alle gegen Alle. Das Tribunal der Angst beherrscht dieses kollektive Harmagedon, weil alle verzweifelt sich darin verkämpfen, nicht zu verlieren. Der Schuldspruch über die Anderen soll mir zum Freispruch verhelfen. Man klagt an und verurteilt die Anderen und dies in der verzweifelten Angst, nicht vor uns selbst bestehen zu können.

Aber warum überhaupt diese Unbarmherzigkeit, mit der wir über andere zu Gericht sitzen? Warum diese gnadenlose Maßlosigkeit im Urteil über Andere, das Freundschaften und Beziehungen vergiftet? Warum ist die Kunst des gerechten Urteilens verkümmert, so dass wir ohne die Verurteilung des anderen nicht auskommen? Den Splitter im fremden Auge sehen wir, aber nicht den Balken im eigenen. Man spricht in der Rollenprosa der letzten Instanz und versehen sie mit der Richtung nach außen, um von uns selbst abzulenken. Unserem Rechtfertigungszwang, von dem wir nicht loskommen, folgt als sein Pendant der Verfeindungs- und Verurteilungszwang. Warum sehe ich mich und die anderen in den Verstrickungen der Schuld nicht gütiger und gerechter, als es das Tribunal der Rechthaberei zu tun pflegt?

Weil wir mit uns nicht versöhnt sind, können wir anderen nicht vergeben und verzeihen, und schon gar nicht uns selbst. Die Strafe dieses gnadenlosen Selbstgerichts folgt auf dem Fuße: eingesperrt in dem Gefängnis einsamer Selbstverschlossenheit. Wir sind zu

Gefangenen unserer eigenen Angst geworden, weil wir uns nicht selbst verzeihen können, weil wir nicht mit uns selbst versöhnt sein wollen.

Es dürfte wohl kaum einen Philosophen geben, der diese Logik der gnadenlosen Selbstrechtfertigung präziser analysiert hat, als Søren Kierkegaard. Er nannte sie „Verzweiflung“ und erkannte in ihr Fehlformen menschlicher Existenz, die darauf zulaufen, vor sich selbst zu verbergen, wer ich bin: Was ist die Wahrheit über mich, die Wahrheit, die ich selbst bin? Wie denke ich zuletzt von mir, wenn ich im Blick auf alles, was mir bekannt ist über mich und was ich zu unterscheiden weiß, mir Rechenschaft darüber gebe, was und wer eigentlich ich bin?

Kierkegaard deckt noch in unserer Weigerung, sich diesen Fragen zu stellen, ein Verlangen auf: die Sehnsucht, durch und durch erkannt zu werden, so dass wir es wagen können, vor der Wahrheit, die ich bin, nicht länger die Augen zu verschließen. Dies schließt das Eingeständnis ein, dass wir, wenn wir über uns richten, diese Wahrheit niederhalten und vor uns selbst verbergen wollen. Doch die Gabe der „Selbstdurchsichtigkeit“, mit der wir uns hell-sichtig und schonungslos durchschauen können, bleibt uns verwehrt. Aber Gnade uns Gott, wenn wir über uns selbst zu Gericht sitzen!

Gnade uns Gott? Was wäre, wenn nicht wir, sondern ein Gott unser Richter wäre? Wenn ein Gott wäre, der in unser Herz schauen könnte und zwar so, dass alles, aber auch wirklich restlos alles über unser Leben, das hartnäckig Verschwiegene und peinlich Verdrängte, das schmerzlich Tabuisierte und niederträchtig Verlogene offenbar wird? Was wäre, wenn es einen Gott gäbe, der noch im Gericht, das er über mich hält, taktvoll meine Intimität schützt und liebevoll mit meiner Scham umgeht? Was wäre, wenn es einen Gott gäbe, der die Wahrheit spricht, ohne mich bloßzustellen? Was wäre, wenn es einen Gott gäbe, der seine liebende Zuwendung, sein Ja zu mir noch in der Zumutung der nackten Wahrheit nicht zurückzieht?

Was also wäre, wenn das Gericht eines liebenden Gottes der Ort meiner Selbstdurchsichtigkeit wäre?

Was wäre, wenn wir das Geschenk gewährter Selbstdurchsichtigkeit erfahren dürften, so dass wir durch alle Verstrickungen und Fesselungen, Blockaden und Hindernisse hindurch erkennen dürfen, wer wir in Wahrheit sind und sein sollen? Was also wäre, wenn alles offenbar werden darf vor dem Richterstuhl Jesu Christi, in dem Gottes unbedingt für den Menschen entschiedene Liebe uns begegnet?

Das wäre der Trost meiner Freiheit, den der Glaube mir schenkt: dass ich mich in Gott durchsichtig gründen darf.

Literatur, der Anregungen, teils auch Paraphrasierungen und Zitate entnommen wurde:

weitere Schriftbezüge: Offb16,16; Ps 130,3; Mt 7,1-6; 2 Kor 5,10

S. Kierkegaard, Die Krankheit zum Tode, Gütersloh <sup>3</sup>1985; Th. Pröpper, Erlösungsglaube und Freiheitsgeschichte. Eine Skizze zur Soteriologie, München <sup>3</sup>1991; E. Drewermann, Psychoanalyse und Moraltheologie, 1. Angst und Schuld, Mainz 1982; D. Henrich, Konzepte. Essays zur Philosophie in der Zeit, Frankfurt/M. 1987; R. Bultmann, Neues Testament und Mythologie. Das Problem der Entmythologisierung der neutestamentlichen Verkündigung (1941), in: H.-W. Bartsch (Hg.): Kerygma und Mythos, Band 1. 1948. Hamburg, <sup>4</sup>1960, 15-48; „Kunst“ von Yasmina Reza, Regie Oliver Reese, Berliner Ensemble, Spielzeit 2023/24.

Søren Aabye Kierkegaard, 1813-1855, dänischer Existenzphilosoph und religiöser Schriftsteller